

„Der Dichter spricht“

– Marie Luise Kaschnitz zum 31. Januar 1971, ihrem 70. Geburtstag. –

Von den heute noch fruchtbaren literaturkritischen Arbeiten Adam Müllers (1779 bis 1829) ist eine hervorragend geeignet, der Dichtung von Marie Luise Kaschnitz auf einleuchtende Weise beizukommen: Die Theorie von den beiden Ausdrucksformen der Dichtung schlechthin: der „poetischen Dichtung, als Ausdruck eines Gleichgewichts mit den Elementen, darin der Dichter lebt, wie Homer, Ariost, Dante, Shakespeare“ und der „rhetorischen Dichtung, deren Vertreter eine Beziehung zum äusseren Leben zur Gesellschaft haben, wie Vergil, Sophokles, Tasso, Racine, Pope“.

Die Dichtung der Kaschnitz gehört beiden Bereichen an, ihr Weg führt von „poetischer Dichtung“ zur „rhetorischen“.

In der „rhetorischen Dichtung“, evoziert durch den Krieg, erfolgt bei Marie Luise Kaschnitz die leidenschaftliche Hinwendung zum Mitmenschen und seiner Umwelt. Die Dichterin beugt sich da keinem Unantastbarkeitsanspruch, wenn es gilt, Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit zu entlarven. Aus Liebe zu den Menschen hadert sie mit Gott wie Hiob, lehnt sie sich auf wie Prometheus; dies vor allem im frommen „Tutzinger Gedichtkreis“, fromm, weil Hadern und Auflehnung glaubwürdigere Bestätigung der Existenz Gottes sind als konventionelles Lippenbekenntnis.

Formal geht die „rhetorische Dichtung“ mit einer Anzahl Gedichten in glatter Fügung zu freien Rhythmen, zu einer imponierenden Handhabung vielfältiger Formen über. In gewaltigen Gesängen: „Grosse Wanderschaft“, „Rückkehr nach Frankfurt“, „Die Gefangenen“ u.a. wird vom grauenvollen Geschehen in Krieg und Nachkriegszeit gekündet, berichtend, reflektierend, in ganz persönlicher Gedankenfolge, aber unter Beachtung strenger, wenn auch subjektiv durchaus variabler Gestaltung im Stil des *élegos*, des Klageliedes beliebiger Form. Die grossen Gesänge sind zugleich Anruf zur Besinnung, und damit Hoffnung weckend. Nicht Eris ist bei der Dichterin heimisch, wie in den antiken Gesängen, sondern Charis.

Nach diesen Zyklen drängt in der Lyrik wieder „poetische Dichtung“ in den Vordergrund, jetzt aber härter in der Fügung, und die „Elemente“, darin der Dichter lebt, sind oft wild und ohne Erbarmen. Eindeutiger aber dem Mitmenschen und seiner Umwelt zugewandt bleibt die erzählende Prosa. Von singularem Geschehen ausgehend, manchmal Wunderbares, manchmal Unheimliches streifend, reicht manche Geschichte ins Typische, und der Leser spürt darin den Gehalt an sozialem Leid, das der Mensch ändern könnte.

Mit welcher gesteigerter Reizbarkeit die Dichterin gegenwärtiges Geschehen aufnimmt, bezeugt die jüngst unter dem Titel *Steht noch dahin* veröffentlichte Kurzprosa. Zahllose Menschen sehen, hören, erfahren Gleiches, aber nur dem Dichter gelingt die Sinnverdichtung, die Umformung ins präzise treffende Wort. Nicht allein die unbeirrbar sichere Handhabung dichterischer Formen macht Kraft und Zauber dieser Dichtung aus, auch der Einklang mit den Elementen, selbst den ungebärdigen, und die Fülle des in der Dichtung eingefangenen Weltstoffes gehören dazu.

Elsbet Linpinsel, Die Tat, 27.1.1971